

XII.

Auf der Königsnase.

Von Dr. Viktor Emericzy.

1. Die sonnengoldigen Tage des Sommerabends sind gekommen, die Tage des, wenn auch nicht im Liede, so doch in Wahrheit „wunderschönen“ Monats September. — In den beiden Schmecks ist es bereits einsam geworden, obwohl der nahende Herbst noch kaum leise Spuren seines Schattens vorausgeworfen: so lustig und farbenprächtig grünt und blüht es ringsher. Der lichte Morgenhimmel lächelt heute so unverwüstlich heiter; die Luft ist so erquickend, fast ein wenig zu frisch, dabei jedoch seidenweich. Die ersten Strahlen der noch unsichtbaren Sonne vergolden eben die ragenden Zinnen der granitenen Wolkenburg über uns, die heute ein gar gastliches Aussehen hat. Oben auf dem gewaltigen Eckthurm des Riesenbaues, auf der Höhe der Schlagendorfer Spitze, steht rosig schimmernd das Burgfräulein und ruft mit einer Stimme so süß und silberhell wie der Pfiff der Meise im Walde:

„Ich bin die Prinzessin „Berglust“
Und wohne auf „Tátrastein“;
Herauf in meine Arme,
Wir wollen selig sein.“

Wer kann solchen Lockungen widerstehen?

Hallenden Schrittes trägt mich mein Rösslein durch den schweigenden Wald. Die Fichten und Lärchen, noch in süßem Halbschlummer befangen, stehen regungslos da; nur die eine oder andere am Saume des Weges, durch den Hufschlag des Pferdes aufgeschreckt, erbebt leise von der Wurzel bis zum Gipfel und ein Regenschauer matt schimmernder Thauperlen ergießt sich prasselnd hinter mir.

Nach halbstündigem Trabe sind die reichströmenden Quellen am östlichen Fusse des Kreuzhübels erreicht; hier zweigt sich vom Reitwege ein Fussteg in der Richtung der Schlagendorfer Spitze ab, unter dessen Benützung in

einer guten Stunde das Hochplateau der „Drei-Seen“ erstiegen ist. Steil und beschwerlich ist dieser Steg, obwohl er grossen Theils durch den Wald sich hinschlängelt. Dieser jedoch wird, je höher wir uns erheben, desto schütterer, die Bäume werden immer gedrungener. Schliesslich verschwinden sie bis auf einzelne Nachzügler, bemooste Häupter mit verkrüppelten, halberstarrten Gliedern, deren Blösse durch das wetterzerzauste Laubwerk nur dürftig bedeckt erscheint.

Das Hochplateau der „Drei-Seen“ schliesst, von jenen Quellen aus gerechnet, etwa das erste Drittheil des ganzen Aufstieges ab. Willkommene Rast bietet die schattige Krummholzlaube am südlichen Ufer des grössten der „Drei-Seen“; auf der schwarzblauen, leise athmenden Wasserfläche leuchten stellenweis einzelne Sterne erster Grösse auf, schaukeln sich auf und nieder und versinken dann spurlos in der dunklen Tiefe. Das südliche Ufer ist wallartig überhöht; der Wall ist aus allseitig glattgeschliffenen Granitblöcken gefügt. Er ist anscheinend die Stirn moräne eines längst entschwundenen Gletschers, welcher dereinst den obern Theil der Südlehne bis an diese Terrasse herab überdeckt haben muss.

Wie nahe und schnell erreichbar scheint die gewaltige Kuppel der Schlagendorfer zu sein! Indessen wir wissen nur zu gut, dass man sich auf den Maassstab für Entfernungen, den man da unten im Dunst der Thäler erworben, in der reinen Hochlandsatmosphäre durchaus nicht verlassen könne.

Auf der Terrasse der „Drei-Seen“ — in deren zweien übrigens das Wasser diesmal durch seine Abwesenheit glänzt — bildet das Krummholz (*Legföhre*, *Finus Mughus*) einen wahren, wenn auch zwerghaften Urwald. Die einzelnen Stauden sind nur mittelhoch, aber üppigst entwickelt, und ranken sich unentwirrbar in und durch einander. Durch dieses Dickicht zwängt sich der Fusspfad. Er wendet sich in dem undurchdringlich scheinenden Labyrinth wie spähend bald nach rechts, bald nach links; hier erklimmt er einen Felsblock, dort kriecht er unter das überhängende Gezweige, unruhig und ängstlich im Dunkeln umhertappend — nicht anders, als fürchtete er sich selber zu verlieren. Endlich aber gelingt es ihm doch ins Freie hinaus sich zu retten. Hier schwingt er sich wie frei aufathmend auf die Krone eines Steindammes, der die Seitenmoräne des erwähnten Gletschers abgegeben haben mag, und führt dann auf derselben schnurgerade in die Höhe.

An den tiefer gelegenen Theilen des Steindammes gedeihen auch noch vereinzelte Legföhren, doch diesen sieht

man die Noth des Daseins schon deutlich an. Sie sind viel niedriger, verästeln sich weniger und schmücken sich nicht mit so üppigen Wipfeln, wie ihre glücklicher situirten Schwestern auf der nur unbedeutend tieferen Terrasse. Jedoch die Preisselbeere (*Vaccinium Vitis idea*) prangt dazwischen in vereinzeltten Büscheln so vollkommen entwickelt, als sie nur überhaupt gedeihen mag. Je höher wir hinansteigen, desto verkommener sieht das Krummholz aus. Bald kann es sich nicht mehr erheben, wie ein getretener Wurm krümmt es sich am Boden und flüchtet, wo es angeht, unter das schützende Gestein. Jetzt verschwindet es gänzlich: — wir haben die obere Grenze der Krummholzregion (1900 M.) überschritten. Übrigens scheint diese Grenze in letzterer Zeit, wie so manche andere, verrückt worden zu sein. Sie muss jedenfalls höher gelegen haben; denn noch eine gute Strecke aufwärts modern langsam an den Böschungen des Steinwalles unverweste Leichen von Krummholzstauden an derselben Stelle, wo einst ihre Wiege gestanden; sie sind leider abgestorben, ohne Nachwuchs hinterlassen zu haben.

Hier ist nun auch schon das Aussehen der Preisselbeerstauden ein recht kümmerliches. Statt rothglühender, pausbackiger Früchte setzen sie nur ärmliche, farblose Knötchen an. Noch höher hinauf gönnen sie sich auch diesen bescheidenen Luxus nicht mehr, sondern begnügen sich den zum Leben unumgänglich nöthigen Blätterröthel zu entfalten. Bald gelingt ihnen auch dies kaum mehr: die Blätter verkümmern zu Schuppen. Endlich (1950 M.) verlassen uns auch die Preisselbeeren. An die freigewordene Stelle tritt ein anderes Hochalpenkind Floras, der letzte und höchste Vertreter der Holzgewächse. Es ist dies die krautartige Weide (*Salix herbacea*), die man auf Grund einer nahe liegenden Analogie wohl treffender Legweide nennen könnte. Der blättertragende Theil — den oberirdischen kann man ihn füglich nicht nennen, denn auch die weitausgreifenden Wurzeln treten meist zu Tage, und Erde is überhaupt kaum vorhanden — ist nur spannenlang; und von der Daseins-Freudigkeit, dem schimmernden Grün, wodurch sich die Weide sonst auch unter wenig günstigen Vegetationsbedingungen auszeichnet, ist keine Spur zu entdecken. Wie mit Frostbeulen und Geschwulstknoten ist der daniederliegende Pflanzenkörper überdeckt, als ob er am Gelenkrheumatismus litte. Bald wiederholt sich Aehnliches, wie am Krummholz: absterbende Zweige und Wurzeln von unverhältnissmässig dicker Rinde und schwammiger Struktur klammern sich hilfeheischend an das taube Gestein; schliess-

lich liegen nur noch absterbende und abgestorbene Reste hie und da am Saume des Waldes.

Nun verliert sich aber allgemach die Seitenmoräne und unser Pfad wird steiler und anstrengender, an den Weg der Tugend gemahnend. Die Lehne nimmt auch in der That eine Richtung an, als ob wirklich über sie hin der kürzeste Weg nach den Gefilden der Seligen führte. Durch eine öde Steinwüste führt er; Granitschutt bedeckt meterhoch das feste Untergestein. Bei jedem Schritte wankt und weicht der lose Boden unter den Füßen: „Hurtig mit Donnergepolter entrollte der tückische Steinblock“, und ob wir gleich keinen Felsen vor uns hinzuwälzen haben, wie der edle Tyn-daride, werden wir doch seiner Qual in vollem Maasse theilhaftig. Kein Schatten, keine Oase ist in dieser Steinwüste zu entdecken, wenn man nicht etwa die das Gerölle überragenden Blöcke des Urgesteins als solche gelten lassen wollte. Es kann dies schliesslich mit einigem Fug geschehen. Denn während das ruhe- und heimatlose Geschiebe ganz kahl ist, haben sich jene Felsenpartien reichlich mit Flechten überzogen, ja in ihrem Schutze gedeihen auch Moose, Gräser und hellfarbige Blumen. Diese einzig festen Punkte in dem steinernen Gletscher, der an die Stelle des ehemaligen Eisgletschers getreten, gewähren zugleich angenehme Halteplätze, auf denen man, die zurückgelegte Strecke des Weges überblickend, sich der bereits erklommenen Höhe erfreut und für den Rest des Weges die verlorenen Kräfte sich wiedersammeln lässt.

Diese Sammlung vollzieht sich hier oben recht rasch. Wie ein Waldbrünnelein, durch all zu jähen Zuspruch geleert, im Handumdrehen sich wieder erfüllt: so hat auch unsere, dem Erschöpfen nahe Kraft gar bald sich wieder eingestellt, unser Muth sich neu belebt, und nach raschgefasstem Entschlusse geht es wieder ein ganz erhebliches Stück aufwärts. Zwei Drittheile der steilen Böschung mögen wir erklommen haben, da lässt sich linker Hand ein regelmässiges Aufschlagen auf dem Granitschutte vernehmen, ab und zu von nachhallendem Gekoller begleitet. Das Geräusch nähert sich uns in fliegender Eile: jetzt erkennen wir plötzlich auch den Erreger desselben. Jenseits der Schlagendorfer Spitze, in der Richtung des Polnischen Kammes, vergnügen sich die Söhne Nimrod's am edlen Waidwerk; eine versprengte Gemse nimmt ihren Weg, von Nordwesten her nahend, quer über unsere Lehne. Sie kommt gerade auf uns zugerast; erst in einer Entfernung von etwa hundert Schritten nimmt sie uns wahr und umgeht uns in leicht nach

unten geschwungenem Bogen. — Welch' entzückender Anblick! — Den breiten Graben neben dem Stege übersetzt sie in so kühn und weit geschwungenen Bögen, als ob sie von unsichtbaren Flügeln getragen würde. Den Pfiff, womit ich die dahinstürmende zu noch grösserer Eile anzuspornen versuche, beantwortet sie, ohne zu erschrecken, mit einer leichten Biegung des Kopfes nach aufwärts und kaum weniger schnell dahingleitend, als der Schatten am Boden, den ein vorwärtsstrebender Adler wirft, ist sie nach wenigen Sekunden hinter einer der südöstlichen Felsenpartien verschwunden. Ungezähmt und unzähmbar, vom Menschen Nichts heischend, ja ihm und seinen Werken scheu aus dem Wege gehend, nur um nicht in Abhängigkeit von ihm zu gerathen; mit den spärlichen Gaben der alpinen Natur sich begnügend und die Unbilden derselben ohne Murren ertragend — ist die Gemse ohne Zweifel der typischste Repräsentant der „Freiheit, die auf den Bergen wohnt.“ —

Entzückt über das Glück, das uns so unverhofft in den Weg gelaufen, schreiten wir wacker aus; — bald erreichen wir einen Punkt, an dem die Lehne ihre Steilheit verliert und ein gemächliches Schlendern ohne Ruhepause ermöglicht. Auch unser Steg benützt diesen Umstand, verlässt die schnurgerade Steifheit seiner bisherigen Richtung und zieht sich in schön geschwungenen Schlangenwindungen bis auf den Sattel (2147 M.), der zwischen der linksseitigen Schlagendorfer Spitze (2483 M.) und einer derselben südöstlich vorgelagerten Felsenpartie, der „Königs-nase“ (2160 M.), sich ausbreitet.

2. Wie kein Ausflug in die Hohe Tátra ohne zauberischen Szenenwechsel verläuft, ist uns auch hier beim Betreten der Einsattelung eine Überraschung bereitet, der uns ein bewunderndes „Ach“ entlockt. Die langweilige Berglehne, über die wir heraufgeklommen, bricht nämlich am südöstlich streifenden Grat der Schlagendorfer ganz unvorhergesehen ab, und vor uns senkt sich schroff und steil eine mehrere hundert Meter tiefe Felswand zum Grossen-Kohlbachthale hinab. Uns gegenüber aber ragen die ebenso steilen und schroffen Gebilde des Mittelgrates, rechts von der majestätisch herabblickenden Lomnitzer Spitze beherrscht, die, ein weiblicher Atlas, auf ihren granitnen Schultern das eiserne Himmelsgewölbe trägt. — Die gegenüberstehende Mittelgrat-Wand präsentirt sich als Riesengiebel in gothischem Style. Die schräg einfallenden Sonnenstrahlen finden verborgene Durchlässe zwischen den Zinken und Knäufen des Giebels, so dass einzelne Felsen-

partien im Sonnengolde erglänzen, die nach unserm Dafürhalten in den Schatten fallen sollten, — wohingegen andere in den Schatten zu stehen kommen, die wir dem direkten Sonnenlichte ausgesetzt glaubten. Aus der Tiefe des breit und imposant vor uns aufgethanen Kohlbachthales aber dringt ein verschleiertes Tosen herauf, das unmittelbar aus der granitnen Thalsole hervorzusickern scheint. Denn die Kaskaden des Kohlbaches machen sich in der grünen Dunkelheit des Fichtenbestandes im Thalgrunde nirgends bemerkbar.

Doch nicht die Herrlichkeit des Innern der Hohen Tatra hat uns diesmal heraufgelockt, sondern vielmehr die Höhe als solche, der schrankenlose Ausblick, der sich hier oben erschliesst. Die grossartigste Aussicht hat man von der Felsengruppe der Königsnase, als dem am weitesten südwärts vorgeschobenen Höhenpunkte der ganzen Tatrakette. Mit Leichtigkeit ist der höchste Block der Gruppe erstiegen. — Da stehe ich nun, voll des stolzen Bewusstseins mich in diesem Augenblicke den Höchstgestellten der Erde, — den Spitzen der Gesellschaft beizählen zu dürfen! Fast schwindelt mir vor der eigenen Hoheit, wenn ich hinablickend den Abstand ermesse, der mich von der tief unten an der Scholle klebenden Menge trennt. Wie winzig, wie unbedeutend erscheinen mir die Menschen und ihre Werke von hier aus betrachtet, indess ich mir um so viel grösser und bedeutsamer vorkomme. Und doch bin ich nur jener Winzigen Einer! Nicht die eigene Grösse, — mein Standort macht's, dass ich mir als ein Wesen höherer Art erscheine.

Die Unendlichkeit des Weltalls tritt erst hier oben voll und ganz in Erscheinung. Wie unabsehbar weit auch das Gelände sich erstrecke, der Himmel erregt doch den Eindruck, dass es ihm ein Leichtes wäre, auch bei doppelt und dreifach so grossem Durchmesser das Gesichtsfeld zu überspannen. Und wie hoch auch die Blicke in der Richtung des Zenithes aufwärts dringen, das Auge hat die deutliche Empfindung, dass es den höchsten Punkt der blauen Kuppel über mir nimmer zu erreichen vermag. Nach Südosten zu prangt einsam die Sonne, mit ihren Strahlen gleich dem Auge des allgegenwärtigen Gottes das Weltall durchdringend. Ruhig und heiter, das sie zaghaft suchende Auge kaum blendend, lächelt sie hier oben uns an; und ihr freundliches Lächeln erwärmt und erhellt Himmel und Erde zugleich! Ja! Himmel und Erde belebt und ernähret die göttliche Kraft dieses Lächelns! Erst hier auf der einsamen Alpe oben, von Angesicht zu Angesicht der Sonne gegen-

übergestellt, leuchtet es uns so recht ein, was sie für die Welt und Alles, was in ihr lebet und sich reget, zu bedeuten habe! Hier verstehen wir, warum alle bedeutenderen Religionsysteme von der Anbetung der Sonne ihren Ausgang nahmen.

Wenn der Anblick des Tagesgestirnes uns mit bewundernder Ehrfurcht erfüllt, so entlockt uns dagegen der des Mondes unten am südwestlichen Himmel fast ein mitleidiges Lächeln. Nur seiner scharfgezeichneten Gestalt hat er es zu danken, dass wir ihn nicht für ein leichtes Wölkchen nehmen. Er macht ganz den Eindruck einer verblassten Idee aus vergangener Zeit, einer sich selbst überlebenden Grösse, die es nicht verstanden zur Zeit vom Schauplatz abzutreten.

Vom Monde gleitet nun der Blick im Nu zur nahen Erde und umschweift mit Gedankenschnelle den Rand des Horizontes. Nach Ost, nach Süd und West zu schliesst die Fernsicht ein Kranz von Waldgebirgen, die jedoch eben nur durch den Waldbestand auf ihren Rücken und Abhängen als Gebirge sich manifestiren. Sie scheinen sich längs des Horizontes mehr in Folge der Strahlenbrechung, als durch wirkliche Anschwellungen des Bodens ein kleinwenig zu erheben. Selbst der Königsberg im Süden, in der Mitte jenes Gebirgskranzes, tritt durchaus nicht mit dem seiner wirklichen Höhe angemessenen Selbstbewusstsein auf. Wie ein unbedeutender Berg unter unansehnlichen Hügeln steht er da; es ist, als ob all diese Gebirge, deren so manche in der Nähe sich gar stolz geben, vor der Hohen Tátra auf ihren Knien lägen. Es wiederholt sich hier im Grossen, was uns auch in den kleinlichen Verhältnissen des menschlichen Lebens so häufig begegnet: dem Gewaltigen, Übermächtigen gegenüber zeigen sich die Geringeren noch kleiner, als sie in Wirklichkeit sind.

Innerhalb der dunkleren Umrandung des Horizontes dehnt sich nun die hellere Hochebene der Zips aus, die scheinbar ohne Unterbrechung in die Liptau hinein sich fortsetzt. Und diese sogenannte Hochebene erscheint von hier aus auch als wirkliche Ebene: Erhöhungen und Vertiefungen, Berg und Thal sind zu einer absolut wagrechten Fläche verschmolzen; einzig der Schatten der Anhöhen, welche die Fläche durchziehen, deutet jene als solche leise an. In der That, wie eine auf einem Tische ausgebreitete Landkarte liegt dies Gelände vor uns da!

Nach dem Maassstabe von 1:1 angelegt, verhindert dies bei der Grösse der Karte durchaus nicht, dass auch die Gesetze der Perspektive zu ihrem Rechte gelangen. So

ist in nächster Nähe Alles in natürlicher Grösse ausgeführt und bis in die kleinsten Einzelheiten hinein ausgearbeitet. Weiterhin ist eine leise Abnahme der natürlichen Grösse und Genauigkeit zu bemerken; — gegen die Peripherie des ersten Stundenkreises verschwinden die Einzelheiten mehr und mehr, die Maasse schrumpfen zusammen. Die beiden Schmecks zu unseren Füssen stellen sich noch ganz respektabel dar. Zwar erscheinen sie nicht als Wohnungen für Menschen gewöhnlichen Schlages, sondern mehr als Pygmäensiedelung. Auch menschliche Gestalten sieht man auf den zu einschichtigen Fusspfaden verschmälerten Fahr- und Spazierwegen sich bewegen, die jedoch das Maass von Kindergarten-Zöglingen mit Nichten überschreiten. Was aber die Schmecks zunächst gelegenen Ortschaften betrifft, haben sich diese bereits zu Wohnsitzen von Däumlingen verjüngt. Ein Eisenbahnzug der Kaschau-Oderberger Bahn, der von Poprad nach Kapsdorf hin sich bewegt, stellt sich als spielzeugartige Schneckenpost dar. Die noch weiter zurückgelegenen Städtchen und Dörfchen mit ihren Thürmchen, Kirchlein und Häuschen erschienen nicht mehr als das, was sie sind, sondern vielmehr nur als ihre eigenen Zeichen, als Andeutungen ihrer selbst, wie solche in übergrossen Karten eben gebräuchlich sind. Die dritte Dimension, die bei den Bauten in Schmecks noch erkennbar ins Auge fiel, verschwindet mit der Entfernung gänzlich.

Besonders sorgfältig ist das Strassennetz ausgeführt, vornehmlich die Landstrassen und Vizinalwege der nächsten Umgebung anlangend. Jede Krümmung, jede Einmündung und Kreuzung der Strassenzüge ist genau und deutlich erkennbar und wenn auch hier und da eine Strasse im Walde oder im Thalgrunde sich verliert, aus der jenseitigen Fortsetzung derselben lässt sich das unsichtbare Stück recht gut ergänzen. Die Eisenbahnstrasse ist viel weniger deutlich verfolgbar; nur wo die Schienenstränge im matten Fettglanze erschimmern, findet sich das suchende Auge rascher zurecht.

Als ungelungen muss das Wassernetz bezeichnet werden. Es entstehen nämlich durch die Ungunst des Terrains zu zahlreiche Lücken und Unterbrechungen im Laufe der Gewässer, und an den meisten Stellen gelingt es uns nicht, die Lücken nachschaffend zu ergänzen. So tritt die Popper nicht als fortlaufendes Ganze in Erscheinung, sondern wir erhalten den Eindruck, als ob Bruchstücke eines zerschmetternen Wasserspiegels den Thalgrund entlang regellos hingestreut dalägen. Dasselbe gilt von den zahl-

reichen Zuflüssen der Popper. Ja ein Stück der Mlinica erscheint geradezu fehlerhaft. Diese zieht nämlich beim Verlassen des Hochgebirges anfänglich durch schattigen Waldgrund dahin; wie sie nun auf eine sonnige Wiese heraustritt, ist es nicht anders, als ob sie aus merklicher Tiefe aufwärts steigend einen ihr den Weg verstellenden Hügel hinanflösse. Auch sind die Wasseradern nur ganz in der Nähe, im ersten und zweiten Stundenkreise, erkennbar. Vom Hernád und seinen Zuflüssen ist nicht die leiseste Spur zu entdecken. Die Popper blitzt in ihrem Laufe unterhalb Georgenberg noch hie und da auf: gegen Kesmark zu scheint sie sich in den Boden hinein zu verlieren. Uebrigens beobachten wir Aehnliches auch an den Strassenzügen der entfernteren Stundenkreise.

Von den vielen Meeraugen der Tatra erblicken wir nur zwei: ferne im Westen den Csorber See und nahe unter uns den grössten der „Drei-Seen,“ denjenigen, an dessen Ufer wir beim Aufstieg rasteten. Der Csorber See hat eine durchaus unmögliche Gestalt. In der Mitte ist er nämlich tiefdunkel, gegen die Ränder hin aber hellt er sich in Etwas auf. Dadurch stellt er sich wie ein länglicher Hohlspiegel dar, wie eine Riesenmuschel, die sich mit ihrem nördlichen Rande an die Südlehne der Bastei anlegt. Die nun schon im Meridian stehende Sonne wirft ihre Strahlen so auf den See, dass sie von uns weggebrochen werden müssen, weshalb nur ganz matte, schattenhafte Lichtreflexe ab und zu über die dunkle Oberfläche hinhuschen.

Hingegen vom Spiegel des Sees zu unsern Füßen werden Strahlen mit ganzer Wucht nach unserem Standpunkte heraufgeworfen. Die Farbe dieses Sees ist ein tadelloses Tethyoffblau. Jetzt flattert ein spielender West vorüber, mit leisem Flügel die Oberfläche hie und da streifend. Dadurch entsteht an den betroffenen Stellen der sattblauen Fläche ein unruhiges Flimmern. Nach der wechselnden Laune des Windes tänzeln die spärlichen Strahlen nun alle dem rechten Ufer zu und rennen an demselben hin und her. Jetzt tauchen sie am linken Ufer auf, bald aber auch an beiden Ufern zugleich, indess die Mitte des Sees in ruhiger Bläue glänzt. Plötzlich aber bricht vom rechten Ufer aus ein ganzer Schwarm nach der Mitte des Sees hindrängender Lichter hervor, die einen kriegerischen Ausfall zu machen scheinen; gleich darauf erfolgt ein Gegenausfall vom linken Ufer aus. Nach mehrmaliger Wiederholung dieses Manövers prallen die stürmenden Gruppen auf einander, und als ob

hiebei jeder der tausend Strahlen in ein weiteres Tausend seines Gleichen zerschellt worden wäre, überdeckt sich nun der ganze Spiegel mit einer Unzahl von leidenschaftlich bewegten Lichtern. Der See ist zum Schlachtfeld umgewandelt, auf dem ungezählte Tausende, leichtfüßiger Kämpfer einherstürmen und mit sonnenhell glänzenden Schwertern um sich hauen. — Ein veränderter Luftzug und die Erscheinung ist weggehaucht. In himmlischer Ruhe liegt der einfarbige Wasserspiegel da. Nur ein furchtsames Flirren an den Rändern erinnert noch an das so plötzlich verschwundene Zauberspiel. Doch siehe da! Die zurückgescheuchten Kämpfer brechen plötzlich wieder hervor und tummeln sich mit neu aufflackernder Leidenschaft über den Spiegel des ganzen Sees dahin. Jetzt aber legt sich der schwarze Schatten einer Wolke über den See und wie auf Zauberschlag hüllt er sich in tiefes, undurchdringliches Dunkel.

Aus Westen ziehen nämlich schon seit einiger Zeit einzelne, langgestreckte Wolken herbei und wandeln leisen Trittes an uns vorüber. In der Gegend des Krivan's scheinen sie sich zu bilden, obwohl der Krivan selber von der Königsnase aus nicht zu erblicken ist. Der südliche Grat der Tupa schliesst nämlich den Horizont nach Sonnen-
niedergang zu ab und verdeckt so die westlichsten Ausläufer der Hohen Tatra. Fast parallel mit dem Seitenprofile der Tupa läuft das der Končysta, an welches sich das der Gerlsdorfer anlegt. Vor und über den Häuptern der genannten Bergriesen hin nimmt der Wolkenzug seinen Weg. Bald sind auch wir selber überschattet. Einzelne Gebilde der Wolke, die eben über uns dahinzieht, senken sich so tief, dass wir ihren Saum fast mit der Hand erfassen zu können vermeinen. Die Wolke selber erscheint als schmutzigräue, im Innern auf und abwogende Nebelmasse. Nachdem sie jedoch vorüber gezogen, ihren Weg nach Osten hin verfolgend, hellt sie sich nach Maassgabe ihrer Entfernung mehr und mehr auf. In der Nähe der Beler Kalkalpen erscheint sie bereits als lichtiges, freundliches Himmelsgebilde, nicht einmal von ferne mehr an die missfarbige, formlose Nebelmasse erinnernd, die sie in Wahrheit ist. So sehr besticht die Entfernung unser Urtheil.

Eigenthümlich ist der Eindruck, den die über das Gelände zu unseren Füßen hinziehenden Wolkenschatten machen. Es ist, als ob einzelne Partien des westwärts gelegenen Waldes sich aufgemacht hätten, um sich in Osten andere Standorte aufzusuchen. Der Wald erscheint von hier aus als

ein Schatten im Landschaftsbilde; und so muss umgekehrt der Wolken Schatten sich als wandelnde Waldpartie darstellen. Doch ehe sich der Himmel bis zur Unfreundlichkeit verdüsterte, hebt sich ein etwas stärkerer West, und indem in seinem Hauche die Quelle, aus welcher die Wolken ihre Nahrung schöpften, versiegt, scheinen sich auch die bereits früher aufgestiegenen allgemach zu zerfasern und zu zersetzen. — Bald sind auch die letzten Reste verschwunden; ein ebenmässiges Blau spannt sich wieder über die sonnenbeglänzte Erde.

3. Indess ich nach den letzten Spuren der Wolken fahnde, erblicke ich mir zu Häupten einen Adler. Ohne alle Hast mich umkreisend, steigt er höher und höher, wird nach Maassgabe seiner Höhe kleiner und kleiner. Endlich verlier' ich ihn im blauen Raume ober mir und erst jetzt kommt es mir zum Bewusstsein, wie einsam und verlassen ich hier oben auf der Alpe mich befinde.

Um mich vom Alldruck dieser Stimmung zu befreien, wollte ich mich eben der Betrachtung meiner nächsten Umgebung zuwenden, die ich der Ferne zu Liebe bisher so unverantwortlich vernachlässigt hatte. Da erschallt urplötzlich ein gelles, zerhacktes Pfeifen, wie es die Lokomotive in Fällen äusserster Gefahr ausstösst; plötzlich tiefes Schweigen. Noch ehe ich dessen Tiefe zu ermessen vermag, bricht das markdurchdringende Gepfeife mit erneuerter Heftigkeit aus. Ich spähe und spähe, — vermag aber Nichts als Schutt und Gerölle zu entdecken. Dass Steine „reden,“ war mir nicht unbekannt; dass sie aber auch pfeifen können, war mir eben so neu, als unglaublich. Schliesslich ergriff ich einen Stein und warf ihn nach der Gegend der Tonquelle. Dies wirkte: das Gepfeife war für längere Zeit wie abgeschnitten. Da erinnerte ich mich, dass ja auch hier oben das Murmelthier hause, und dass dessen vollertönende Stimme Nichts weniger als ein Murmeln sei.

Der Steinwurf schien es zum Rückzug in seine Wohnung veranlasst zu haben. Nach einer etwas längeren Pause aber kam es offenbar wieder vor die Pforte seiner Burg und begann sein gellendes Gepfeife auf's Neue. Hiebei schien es sich langsam um die eigene Achse zu drehen. Denn die Quelle der Töne blieb konstant an einem und demselben Punkte, eine Reihenfolge von Tönen aber bestand immer aus Pfiffen, die regelmässig an- und abschwollen. — In der Weise trieb es das Thierchen wohl eine halbe Stunde lang. Es hatte mich von seinem Sicherheits-Wachposten aus jedenfalls erblickt und verkündete nun pflichteifrigst den Mitmur-

melthieren, dass ein vermeintlicher Feind in das Murmelthierreich eingebrochen.

Nach diesem musikalischen Zwischenspiel — das übrigens die Steine rundherum in das tiefste Beifallsschweigen versetzte — wandte ich mich nun wirklich zur Betrachtung des Gesteins. Es war durchwegs Granit, dieser schied sich jedoch deutlich in zwei Gruppen. Der eine Theil ist Bergschutt, dessen einzelne Stücke scharfkantig und eckig, ungeschliffen und unverwittert noch ganz deutlich als vom Urgestein der Spitze unlängst abgesprengte Trümmer erkennbar sind. Der Granit dieser Trümmer ist gneissartig; — ganz dieselbe Struktur zeigt auch das Urgestein, das besonders hier oben an vielen Stellen zu Tage tritt. Dieses Urgestein weist nämlich durchwegs parallele Schichtungen auf, mit einem südöstlichen Verflachen. Es ist dies dieselbe Granit- und Schichtungsart, die wir auch in der Kohlbach drunten, ferner drüben am Treppchen bis auf den Kegel der Lomnitzer Spitze hinauf beobachten können. Die Schichten des Urgesteins klaffen so weit aus einander, dass es stellenweise ein Leichtes, die oberste derselben abzuheben. Natürlich gelingt es dem atmosphärischen Wasser auch zwischen die tiefer gelegenen Schichten hinein zu dringen, und indem es da gefriert, die oberen abzusprenge, in Folge wovon die losgelösten Schichten dann in Trümmer zerfallen. Sturm und Wolkenbrüche thun nun das Ihrige, um die Trümmer von Ort und Stelle wegzuschaffen und so dem Granitstrome einzuverleiben, der sich an der Südlehne langsam abwärts bewegt.

Die andere Art des vorfindigen Gesteins sind abgerundete, allseitig geschliffene Blöcke, deren Granit fester, quarzreicher und keine Schichtungen aufweist. Diese sind allem Anschein nach von sehr hoch gelegenen Stellen hieher gefördert worden, einerseits, weil ihr Granit ein anderer, als der des Urgesteins an Ort und Stelle, andererseits, weil unter den heutigen Bedingungen ein Rundschliff von Blöcken nimmer erfolgen kann. Das Fördermittel wird wohl das Eis desselben Gletschers gewesen sein, dessen einstige Thätigkeit sich in ihren Erfolgen uns bereits an mehreren Punkten ankündigte. Höchst wahrscheinlich rühren also diese runden Blöcke von einem Bergkolosse her, dessen unbedeutender Rest die Gruppe der heutigen Schlagendorfer Spitze. Der ganze nordöstliche Abhang der letzteren ist nämlich eine einzige, senkrechte Felswand, die sich vom Kämmchen bis hoch hinauf in das grosse Kohlthal hinzieht, dieses rechtsseitig begrenzend.

Von dieser Wand lösen sich Winter um Winter eine Unzahl von Felsbrocken ab, so dass dieselbe unmerklich, aber konstant nach Südwesten hin vorrückt. Das Massiv der Schlagendorfer Spitze wird auf diese Weise immer unbedeutender, und der ganze Vorgang muss mit einer Zerbröckelung der ganzen, gegenwärtig an und für sich noch genug mächtigen Alpen enden. Denken wir uns aber die Schlagendorfer-Gruppe, wie sie vor Beginn des im Fortgang begriffenen Zerbröckelungsprozesses gewesen sein muss, nämlich zu einer Zeit, ehe sich noch das Kohlbachthal aufgethan hatte; denken wir sie uns also in ihrer ursprünglichen Gestalt und Majestät: so muss ihr damaliger Gipfel viel, viel höher gelegen, er muss zu den höchsten der Erde gehört haben, so dass der Mittelgrat mit in ihren Körper hineinfiel, ja die Eisthaler und Lomnitzer Spitze selber dürften damals nur bescheidene Seitenglieder und Nebengipfel jener Hauptspitze gewesen sein. Um sie selber aber muss sich ein bedeutendes Hochplateau ausgebreitet haben, auf dem sich hinlängliche Massen von Firnschnee sammeln konnten: denn nur unter dieser Voraussetzung kann eine Gletscherbildung überhaupt vor sich gehen. Das Fehlen derartiger Hochplateaus ist ja der Grund, warum heut zu Tage die Hohe Tatra gletscherlos.

Gestützt wird unsre Ansicht über den Ursprung des Schliffes der Blöcke auch durch das Vorhandensein der ziemlich breiten Terrasse, auf der sich die „Drei-Seen“ befinden. Diese ganze Terrasse ist als die obere Grenzfläche einer überaus hohen und mächtigen Trümmerhalde anzusehen, welche der Gletscher aufgeschüttet. Die Schlagendorfer Spitze, wie sie gegenwärtig dasteht, kann unmöglich einen Gletscher beherbergt haben, der ein solches Riesenwerk zu vollführen im Stande gewesen wäre. Und so sind denn diese abgerundeten Blöcke altehrwürdige Mark- und Gedenksteine von Geschehnissen und Veränderungen aus einer vorweltlichen Zeit, aus einer vorzeitigen Welt; ungezählte Jahrtausende lagen sie schon wie heute da, als das graueste Alterthum der s. g. Weltgeschichte, d. i. der jüngsten „menschlichen“ Periode in der Entwickelungsepoche unserer Erde heraufdämmerte.

Selbst innerhalb dieser starren Steinwelt hat sich nun ein lustig grünendes und bunt blühendes Leben ansässig gemacht. Das neue Gestrüm ist allerdings, wie tiefer unten an der Lehne, gänzlich bar des Pflanzenschmuckes; aber die feststehenden Felsen und abgerundeten Blöcke haben sich

auch hier über und über mit allerhand Flechten bedeckt. Vorherrschend ist die Landkartenartige Scheibenflechte (*Lecidea geographica*), deren feines, netzartiges Geäder so kraftvoll am Gestein haftet, als ob es mit diesem in Eines verwachsen wäre. Zahllose Inseln bildet die Flechte auf der grauen Oberfläche des Granites; schwarze Punkte im lichtgrünen Gefilde der Inseln scheinen die Wohnorte anzudeuten. — In Schründen, Spalten und kesselartigen Vertiefungen, wo sich nur die geringste Menge von Humus ansammeln konnte, haben sich verschiedenartige Moose angesiedelt, deren manche durch wunderbar helle und glänzende Farbentöne ausgezeichnet sind. Häufig ist an solchen Stellen auch die Renthierflechte (*Cladonia rangiferina*), die hier in ausserordentlich reich und vollkommen entwickelten Exemplaren, meist zu grossen Büscheln vereint, vorkommt. Sogar Pilze, winzig klein und seltsam langgestielt, fristen unter Flechten und Moosen ein ärmliches, aber anscheinend behagliches Dasein.

Neben den zahlreichen Kryptogamen haben sich auch viele Phanerogamen diese luftigen Höhen zum Wohnplatz auserkoren. Ja die Zahl der Phanerogamen-Arten dürfte die der Kryptogamen sogar übertreffen. Schneefrei ist die Spitze von Mitte Juli bis Ende September, also erstreckt sich die Vegetationszeit hier oben auf etwa zwölf Wochen. Bei der Kraft der Sonnenstrahlen hier oben aber, deren Wirkung in den Thälern durch die Dichtigkeit und den Dunst der Atmosphäre gar sehr geschmälert wird, erwärmt sich der Boden auf der Alpe viel schneller und stärker, wie auch eine raschere Verdunstung der Pflanzensäfte erzeugt wird. Darum bedarf es nur kurzer zwölf Wochen, um eine Fülle blühender Gewächse aus dem Boden hervorzuzaubern und zur gedeihlichsten Entwicklung zu bringen. Die schönsten Blüten der raschlebigigen Alpenkinder sind wohl schon verwelkt und verweht, denn jene Vegetationsperiode neigt sich ihrem Ende zu (wir schreiben den 7-ten September). Trotzdem blühen noch in vollster Pracht die lichtblaue Alpen-Glockenblume (*Campanula alpina*), der sattblaue Kalte Enzian (*Gentiana frigida*), das saftigelbe Karpathen- und das wolligbehaarte Graue Kreuzkraut (*Senecio carpaticus et incanus*), die weithin leuchtende Alpen-Wucherblume (*Chrysanthemum alpinum*), u. a. m. Auch kurzschäftige Gräser (z. B. *Luzula spadicæa*), grünen vollsäftig im Schutze der Vertiefungen, ja über den ganzen Sattel zwischen der Schlagendorfer und der Königsnase hin.

Den allgemeinen Charakter der Vegetation hier oben anlangend, tragen die hier vorkommenden Arten wohl deutlich erkennbar die Hauptzüge der verwandten Typen in den Niederungen an sich, und doch ist ihr Habitus ein ganz anderer. Indem allen hier gedeihenden Pflanzen, auch denen — die da unten in den kurzen, dunstigen Vorfrühlingstagen blühen — das Licht der langen Sommertage zu Theil wird, und die Luft hier oben der geringen Dichtigkeit halber viel energischer wirkt: prangen alle in den gewähltesten, feurigsten und frischesten Farben, allen Schmelz und Zauber den Blumen in den Niederungen überstrahlend. Ein anderes charakteristisches Merkmal — namentlich der Phanerogamen — ist es weiter, dass sie alle stark verjüngt erscheinen. Aber trotz ihrer Winzigkeit haben sie weitverzweigte Wurzeln, stramme Stengel, eine gedrungene Gestalt, jede von ihnen „ein Bild der Zierlichkeit, vereint mit Kraft.“ Da nun die Phanerogamen hier oben Vertreter der hauptsächlichsten Arten aufweisen, kann man sie in ihrer Gesamtheit wohl am füglichsten als eine Blumenlese aus der Pflanzenwelt der Niederungen in „Diamantausgabe“ bezeichnen.

Und in dieser winzigen, doch prachtvollen Pflanzenwelt haben auch die entsprechenden Thiergattungen ihre Wohn- und Arbeitsstätten aufgeschlagen. Trotz der vorgeschrittenen Jahreszeit lebt und webt es ringher noch ganz sommerlich. Hier umschwirrt brummend ein Hummel eine schwesterliche Gruppe lachender Glockenblumen, die sich über dies tölpische Schönthun des sonderbaren Schwärmers lustig zu machen scheinen, — dort setzt sich ein schlanker, stutzermäßig geschniegelter Wespenjüngling auf die Schulter eines halbwüchsigen Primeljungfräuleins (*Primula minima*) und flüstert ihr verfänglich Dinge zu, darob sie bis an das Grün der Halskrause erröthet. Winzige Fliegen schwärmen in hastiger Geschäftigkeit auf und nieder, und bezeigen vor meiner menschlichen Herrlichkeit durchaus keinen besonderen Respekt. Ebenso ungenirt, wie sie die Felsenspitze der Königsnase umschwirren und auf derselben umherkrabbeln, treiben sie es auch mit meiner eigenen Nase. Ja sogar meinen verderbendrohenden Geberden gegenüber zeigen sie sich total unempänglich. Auch kleine Spinnen rennen eilig im Grase hin und her. Sie ziehen von Halm zu Halm Fädchen, so fein und glänzend, als ob sie die silberreinen Sonnenstrahlen des Hochgebirges zu ihrem Gespinaste verwendeten.

Doch welch' ein bestrickender Reiz auch darin liege,

hier oben, gleichsam im Angesichte der Unendlichkeit, das Leben und Weben dieser winzigen Geschöpfe zu belauschen, der Sonnenball hat sich mittlerweile bedenklich dem westlichen Rande des Horizontes zu gesenkt und befindet sich augenscheinlich auf einer abschüssigen Ebene. Wie mit ätherisch-flüssigem Golde ist die lichtklare Luft durchtränkt, der man es jedoch nicht bloß ansehen, sondern auch anfühlen kann, dass es Abend werden will. Wie schön es auch hier oben sei, der Niedriggeborene muss wieder hinab in die heimatliche Tiefe.

Doch bevor ich scheide: Sonnige Alpenwelt! präge dein Bild recht tief meiner Erinnerung ein, damit dein milder Abglanz die unabsehbare Nacht des nahenden Winters mir erhelle! Und auch du versenke dich tief in meine Brust, Hochgefühl, das der Freund der Natur beim Anblick der Pracht und Unendlichkeit der Welt beseligend durchdringt, damit du mir inmitten der Kleinlichkeiten des alltäglichen Lebens und der Verdriesslichkeiten des menschlichen Wirkens den Sinn für das wahrhaft Grosse und Erhabene bewahren hilfst! Und jetzt: du rauschender Kohlbach da drunten, ihr majestätischen Gipfel da droben, du blauer Himmel, du liebe Sonne: gehabt Euch wohl!
